

KUNST DER WOCHE

Moment
der Stimme

Von Niklas Maak

Damals, als man einfach abends in ein Atelier gehen und dicht gedrängt vor einer Leinwand stehen konnte; damals, im vergangenen Februar, hatte die Künstlerin Ayumi Paul zu einem Abend ins Atelier von Rebecca Raue eingeladen, wo sie einen der schönsten Filme zeigte, die seit langem zu sehen waren, und das Publikum stand so dicht zusammen, wie es so bald nicht mehr zusammenkommen wird. Es war eine der letzten öffentlichen Kunstveranstaltungen in Berlin. Man sah in diesem Film: eine Frau, die in Mexiko auf einem Dach steht. Man hörte die Geräusche eines Dschungels, in dem das Nachtleben erwacht. Die Frau spielt auf ihrem Instrument ein paar Töne, die sich ins schwindende Abendlicht hineintasten, der Wind zerrt an ihrem Kleid. Die Töne, gespielt „im Rhythmus der sich drehenden Erde“ laufen zu einer Melodie zusammen, zerfallen in Fragmente und scheinen plötzlich anderswo herzukommen. Man sieht den Abendhimmel, über den bereits Nachtwolken ziehen, die Zivilisation macht sich in diesem Bild mit den Kratzern von Flugzeug-Kondensstreifen bemerkbar. Allmählich, unmerklich, wird der Himmel dunkler; nach zwanzig Minuten, in denen man sich auf die ziehenden Wolken konzentrierte und langsam vom erst tastenden, dann hypnotischen A Cis A H, A Cis A H, A Cis D der Melodie eingewahrt wurde, stellt man fest, dass es Nacht geworden ist. Die Silhouette der Frau, die sich hier in die Dunkelheit hineinspielt, sinkt in den immer lichtloseren Himmel, bis nur noch der Ton bleibt. Die sichtbare Welt ver-



Eine Frau, die in Mexiko mit ihrem Instrument auf einem Dach steht. In einem Film von Ayumi Paul

Foto Ayumi Paul

schwindet – ihre Bewegung wird aber gewissermaßen hörbar gemacht: Ayumi Pauls Film führt auch vor, wie lange man in einer Kultur, in der das Optische dominiert, zu sehen versucht, bevor man sich auf andere Wahrnehmungsformen konzentriert.

Den Übergang des Wortes in die Nacht als Übergehung der Regeln, die Dunkelheit als Beginn einer anderen Form von Klarsicht hat Denis Diderot 1759 in einem Brief an Sophie Volland beschrieben. In der einsetzenden Nacht wartet er auf sie, vergeblich, und schreibt ihr eines der schönsten Paradoxe der Literaturgeschichte: „Ich schreibe ohne zu sehen ... Es ist neun Uhr. Dies ist das erste Mal, dass ich im Dunkeln schreibe ... ohne zu wissen, ob ich Buchstaben forme. Wo nichts zu lesen ist, lesen Sie, dass ich Sie liebe.“

Eigentlich sollte Ayumi Pauls Film jetzt in der Kunsthalle Osnabrück zu sehen sein, in einer Ausstellung, die im

Kern von Stimmen und Stimmungen handelt. Paul, die als klassische Violonistin ausgebildet wurde und bei Opernsängern, Schamanen und Neuen Musikern ganz unterschiedliche Formen von Stimmunterricht bekam, lud in Osnabrück Frauen in die Kunsthalle ein, um gemeinsam zu singen; man weiß nicht, wer singt, wer kommt, welche Klangfarben entstehen; im Museum sollte so eine zweite, unsichtbare, nur hörbare Architektur eingezogen werden, die die Raumgrenzen des Museums verlässt und nach außen dringt. Vom 4. Mai bis 19. Juli soll die Ausstellung trotz Corona „mit geschlossenen oder wie auch immer geöffneten Türen“ erlebbar sein, auch für die, die den Museumsraum nicht betreten. Auch draußen könnten Menschen etwas dazu- und weitersingen; so würde das Kunstwerk das Museum verlassen und sich über die Corona-bedingten Abstandsregeln und alle Öffnungszeiten weiter übertragen, durch die Stadt geistern

und in die Nacht hinein. Ähnliches passiert gerade in Rom: Dort spielen die Stipendiaten im Park der Villa Massimo abends für diejenigen, die drumherum in ihren Wohnungen festsitzen und in den Park hineinschauen, und hängen ihre Kunst an den Außenmauern der Anlage auf. In Berlin schließlich wurden die Fenster zur Ausstellungsfläche: Auf Einladung der Kuratorinnen Övül Durmusoglu und Joanna Warsza saßen fünfzig Künstlerinnen und Künstler an Ostern am Fenster und interviewten Passanten, ließen Schaukeln vom Balkon im ersten Stock baumeln und verwandelten ihre Balkone in Bühnen.

Vielleicht ist das gerade die interessanteste Wandlung der Kunstwelt in der Corona-Schließungswelle: Dass sie die Außenflächen ihrer Grenzen, die Fenster und Fassaden der geschlossenen White Cubes und Museen, als Display entdeckt, überspielt und überspringt, direkt ins gebeutelte Leben hinein.

GLOSSAR DER SELENKUNDE

Krise



Es wird eine Krise gewesen sein. Begreift man Psycho-Wissen als Krisen-Wissen – und dazu gibt es einigen Anlass – geht dieses Psycho-Krisen-Wissen oftmals von einem solchen Tatbestand aus: von einer Krise, die überwunden worden ist; mit Erfolg. Von einer Krise, die ein Ende hatte, denn eine Krise ohne Ende ist keine Krise, sondern das Ende. Das zumindest zählt zu den Grundfesten psychologischer Ratgebertexte, die gern schon im Titel „Lebenskrisen“ zu „Lebenschancen“ erklären, und es gehört ins Standardrepertoire von Krisencoachs. Gleich, ob sie äußere oder innere Auslöser hat, wird die persönliche Krise als Medium potentieller Reifung geschätzt, die, wenn man es richtig macht, Wachstum bewirken kann, Abschied vom Alten und Entstehung des Neuen; kurzum: nötige Veränderung. Krise gilt hier als Prüfung, die man bevorzugt von hinten her denkt, und zwar auch und gerade dann, wenn man noch mittendrin steckt.

In dieser Idee von Krise schwingen verschiedene, jüngere und ältere Bedeutungen des Krisenbegriffs mit. Vergleichsweise jung ist die Neigung, die Krise mit Katastrophe oder jedenfalls Erschütterung gleichzusetzen. Weit aus länger wurde sie als Entscheidung verstanden oder als Phase, in der eine Entscheidung fällig wird. Die griechisch-antike Krisis bezog sich, politisch-rechtlich, auf Scheidung – im Sinne von Streit – und auf Urteil. In der Medizin meinte Krisis den kritischen Moment, in dem sich zeigt, ob eine Krankheit gut oder schlecht ausgeht, ob das Fieber abfällt oder nicht. Christlich gewendet, koppelte sich Krise an die Erwartung des Jüngsten Gerichts und in der Neuzeit, kaum verwunderlich, an die Vorstellung einer neuen Zeit, der ganze Geschichtsverläufe vorausgingen oder große historische Umbrüche. Wird die Krise heute psychologisch betrachtet, dann oft als Folge eines fatal-schmerzhaften Einschnitts, aber ebenso – und hier liegt der therapeutische Einsatz – als zeitlicher Übergang, der wiederum einen entscheidenden Umschlagpunkt bergen kann.

Vermittler von Krisenkompetenz bie-

ten Hilfe in akuten Krisenlagen oder prophylaktisches Training für den Fall der Fälle. Ihre Programme sollen aktivieren. Die Beschworung der Krise als Stärkungsprozess ist dabei erste Medikation gegen den Schwund von Sinn und Perspektive, gegen Ohnmacht und Lähmung. In Zeiten gefühlter Stagnation mag der Imperativ lebenslanger Entwicklung zum Fluch werden, doch die Krise als steuerbares Entwicklungsintervall zu deuten, kann trösten. Gewinnt wird mit der Hoffnung auf ein gewachsenes Selbst, das von seinen „Leitmotiven“ und „Lebens Themen“ weiß, das sich nicht nur wiedergefunden, sondern neu erfunden hat. Sogenannte Wegweiser durch die Krise bereiten, genau, den Weg, und geben dem Drama eine Dramaturgie. Sie teilen es auf, etwa in Akte der Verleugnung, Verzweiflung und der allmählichen Akzeptanz misslicher Zustände. Sind diese einmal akzeptiert, lassen sie sich bearbeiten, ausgehend von Fragen: Was kann ich tun? Worin liegen meine Stärken? Was ist wirklich wichtig? Und von Zielen: Wo will ich hin? Krisenmanagement braucht die Zeitform des Futur II – die vollendete Zu-

Von Novina Göbldorf

kunft: Was werde ich gelernt und erreicht haben? Dann nämlich wird sich die Pein gelohnt haben. Und natürlich: Dann wird es überstanden sein. Das mögliche Misslingen – Stillstand und Verfestigung des Leids – ist Drohszenario und Motor zugleich, eröffnet es doch harte und schwerwiegende Alternativen, die ebenfalls beliebte Titelgeber sind: „Überleben oder Scheitern?“ In der Rede von der Krise geht's ums Ganze.

Es ist wohl auch die Anrufung eines schwerer noch zu habenden Ganzen, einer seltenen Dringlichkeit und Existentialität, die zum Reiz aktueller Krisendiskurse – nicht bloß psychologischer Art – beiträgt. Krisen fordern einen hohen Preis, doch sie versprechen Bedeutung und Orientierung unter dem allgemeinen Diktum der Flexibilität, das uns entwicklungs- und entscheidungsverdammt denn je sein lässt, dabei aber immer weniger Koordinaten bereithält. Die Gewissheit von Ungewissheiten macht uns zwar jederzeit krisenanfällig, verleiht aber der zu meistern Krise auch Attraktivität. Sie kann zum Leitmotiv des eigenen lauen Lebens werden.

Der Zyklop

Wie klassifiziert man globale Risiken?

Ein kurzes Zucken, der Hauch eines Nachbarn zog durch den Körper von Naoto Kan. Das war, als ich ihm das erste aus einem Hubschrauber geschossene Foto vom explodierten Reaktor zeigte. Ich begleitete den ehemaligen japanischen Ministerpräsidenten bei seinem Besuch des Tschernobyl-Museums in Kiew. Das Bild vom rauchenden Schlund des Reaktors hatte ihn, wie er später bekannte, zurückgeführt an ein betäubendes Gefühl, das er in den Fukushima-Wochen ertragen musste. Als der Chef des Atomkonzerns Tepco erwog, sein Personal aus Fukushima abzuwickeln und die Reaktoren sich selbst zu überlassen, hatte sich Kan die Frage gestellt, „ob Japan untergeht“. Das Gefühl, das sich seiner damals bemächtigt hatte, war das einer totalen Ohnmacht.

Auch dem Corona-Virus steht die Politik ohnmächtig gegenüber, weltweit. Wir sehen erschöpfte Ärztinnen und Krankenpfleger mit den roten Druckstellen ihrer Schutzmasken im Gesicht. Wir sehen Kranke mit Atemnot, die von ihren Liebsten getrennt sind. Weltweit sind inzwischen mehr als zwei Millionen Menschen mit dem Coronavirus infiziert, Hunderte Millionen Menschen, wenn nicht Milliarden, fühlen sich bedroht. Und wie es weitergeht, weiß kein Mensch. Vertreter aus Wissenschaft und Politik, die sich so häufig in ihrer vermeintlichen Unfehlbarkeit gefällten, erzeugen heute paradoxerweise genau dann Vertrauen, wenn sie zugeben, was sie alles nicht wissen und dass



Jugend, maskiert

Foto Imago

man daher „auf Sicht fahren“ müsse. Es ist ein Moment des Kontrollverlusts. Aber nicht nur. Ist dies vielleicht auch noch etwas ganz anderes? Ein Moment des Aufwachens? Des Bewusstwerdens? Der Demut? Der gesellschaftlichen Solidarität, der Kreativität und der Hilfe? War die „Kontrolle“, die wir vor Corona zu haben meinten, vielleicht eine Illusion? Gibt es Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Risiken und Krisen, die uns herausfordern?

Schon 1998 hat der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung zu Globalen Umweltfragen (WBGU) eine Typisierung anthropogener Risiken vorgenommen und sie mit Namen aus der griechischen Mythologie belegt. Ein Risiko geringer Eintrittswahrscheinlichkeit, aber mit hohem Schadensmaß heißt dort Damokles. Als Beispiel gilt die Atomenergie. Der Klimawandel wurde als Cassandra klassifiziert; sie zeichnet sich durch Irreversibilität und eine hohe Verzögerungswirkung aus. Im Falle eines sich zusätzlich aufschaukelnden Treibhauseffekts gesellt sich zu Cassandra auch noch Pythia hinzu. Weitere Risikotypen heißen Pandora oder Medusa. Und die Pandemie wird wegen ihrer „ungewissen Eintrittswahrscheinlichkeiten“ dem Typ Zyklop zugeordnet, denn „mit nur einem Auge lässt sich lediglich eine Seite der Wirklichkeit erfassen“. Der Zyklop Coronavirus ist also Mitglied einer ganzen Katastrophenfamilie. Die Gesellschaften – so die Risikoforscher damals – müssen auf jeden dieser Risikotypen mit Forschung, Vorsorge, Schutz und Gegenmaßnahmen reagieren – und im ultimativen Fall mit Verboten.

Jetzt müssen wir feststellen, dass diese Krisen miteinander verbunden sind: Das Erscheinen von neuen, zwischen Tier und Mensch übertragenen Infektionskrankheiten ist eine Folge der fortschreitenden Zerstörung von Lebensraum für Wildtiere. Ursachen dafür sind Waldzerstörung und industrielle Landwirtschaft, Flächenversiegelung und die sich beschleunigende Klimakrise. Der Zusammenhang zwischen Pandemie-Gefahr, Klimakrise und Artensterben ist systemisch. Und alle diese Krisen sind Folgen einer einzigen Logik: der unseres quantitativ wirtschaftlichen Wachstums-Paradigmas. Ausgerechnet ein in diesen Fragen ausgewiesener Nichtexperte wie Fußball-Bundestrainer Jogi Löw könnte den Nagel genau auf den Kopf getroffen haben, als er bereits vor einem Monat postulierte, die Erde scheine sich zu „wehren gegen den Menschen“, der immer denke, dass er alles wisse und könne. „Machtgier und Profit“ hätten zu lange im Vordergrund gestanden. Doch jetzt erlebe die Welt mit Corona ein „kollektives Burn-out“.

Im Vergleich zu Corona ist die Klimakrise eine Art Meta-Krise. Unum-

kehrbar erhöht sie die Häufigkeit und Wucht von Naturkatastrophen, so dass immer wieder neue Krisen – Dürre, Hunger, Vertreibung und Krieg – entstehen. Der französische Philosoph Bruno Latour sieht in der Corona-Krise daher lediglich eine „Generalprobe für die Klimakrise“. Bei allem Leid, das Corona bringt, zeigt uns Corona immerhin, wie schnell Gesellschaften in der Lage sind, scheinbar unumstößliche Dogmen in Frage zu stellen. Der Glaube an die unsichtbare seligmachende Hand des Marktes ist erschüttert. Selbst Emmanuel Macron sagt heute, Corona habe die Menschen wieder in den Mittelpunkt gerückt und deutlich gemacht, dass es Wichtiges gebe als das Wirtschaftswachstum. Staaten mit kaputtgesparten und privatisierten Gesundheitssektoren haben heute die größten Schwierigkeiten mit der Pandemie. Und der Markt ist nicht einmal in der Lage, die Ware Schutzmaske so zu verteilen, dass die Menschen im Gesundheitssektor optimal geschützt sind und die Pandemie möglichst schnell eingedämmt werden kann.

Die indische Schriftstellerin Arundhati Roy weist daher darauf hin, dass historisch gesehen Pandemien die Menschen immer dazu gezwungen haben, mit der Vergangenheit zu brechen und sich ihre Welt neu vorzustellen. Vor diesem Hintergrund mahnt sie: „Nichts könnte schlimmer sein als eine Rückkehr zur Normalität.“ Es beginnt eine neue Debatte darüber, was wirklich „systemrelevant“ ist und worin eigentlich das Gemeinwohl besteht. Die Aufgabe besteht also nicht – wie vielfach behauptet – in der Rettung der Luftfahrt- und Automobil-Konzerne und der Agrarindustrie – sondern in der Rettung des Gemeinwohls vor diesen Konzernen. Green Recovery ist das Gebot der Stunde: Das Geld, das durch Konjunkturpakete in die Wirtschaft gepumpt wird, muss in nachhaltige Unternehmen und Sektoren fließen, in solche, die dem Gemeinwohl dienen, und nicht in jene, die die Krisen noch verschärfen. Wenn Stephan Weil jetzt einen Neustart der Energiewende fordert, ist das zu begrüßen. Es bleibt nur zu hoffen, dass er im Volkswagen-Aufsichtsrat ebenso entschieden für eine radikale Verkehrswende weg vom Verbrennermotor eintritt.

In ihrem Brundtland-Bericht definierte die UN 1987 „Nachhaltige Entwicklung“ als „eine Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“. Auch hierzu muss man sich eine andere Welt – und einen anderen Generationenvertrag – neu vorstellen können. Greta Thunberg und ihre Altersgenossen und -genossinnen haben dies im vergangenen Jahr vehementer als je zuvor eingefordert. Und in diesen Wochen verhält sich ihre Generation wiederum beeindruckend verantwortungsbewusst. Sie verzichtet klaglos auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse, um dadurch die Generation ihrer Eltern, Großeltern und Urgroßeltern zu schützen. Sie begegnet der irrealen Situation mit Achtsamkeit, Hilfe und Solidarität, mit Kreativität und Witz. Diese Generation hat sich einen doppelten Generationenvertrag wahrhaft verdient: Wir Jungen helfen mit, dass Ihr Alten überleben könnt – stellt Ihr Alten dann aber auch die Weichen dafür, dass wir Jungen in einer lebenswerteren Welt leben können. Auf den Lockdown für Menschen sollte daher ein Lockdown für fossile Energien folgen. Was wäre das für eine erstaunliche Wendung, wenn Corona und Klimakrise eine globale Gesellschaft über Generationen und Grenzen hinweg vereinen könnte.

Hajo Schumacher schilderte vor kurzem im Kommentartalk auf RadioEins eine eigentlich unbedeutende Begebenheit, die vielleicht aber etwas Neues und Kostbares einfängt: Spaziergang am Ku'damm, plötzlich das obertonreiche Aufjaulen eines Motors – ein Maserati rast vorbei. Passanten schütteln die Köpfe, schauen sich dann in die Augen und brechen in lautes Gelächter aus. Welch ein armseliger Würstchen, das da mit seinem Maserati protzt – irgendwie aus der Zeit gefallen. Aus einer Zeit vor Klima und Corona. TOBIAS MÜNCHMEYER

Der Autor koordiniert die Green-Recovery-Arbeit bei Greenpeace.

Psssst!!! Die Wände haben Ohren!

Brief des syrisch-palästinensischen Lyrikers Abdalrahman Alqalq an die Schriftstellerin Katerina Polodjan

13. März 2020

Liebe Katerina,

in den kleinen Garten hinter unserem Haus in Damaskus kamen in der Nacht viele Katzen, die am Tag in den staubigen, engen Gassen unseres Viertels schlenderten, um Essensreste zu suchen. Sie kamen jeden Abend. Ich gab ihnen frische Milch, die meine Mutter direkt vom Bauern auf der Kutsche gekauft hatte. Bis sich eines Tages mein Vater entschied, eine Wand zwischen unserem und dem Nachbargarten zu bauen, weil wir Kinder immer vom einen zum anderen Garten gesprungen sind.

Die graue Wand hat unseren Garten düster und dunkel gemacht. Wir hatten einen Wollmispel- und einen Bitterorangenbaum, deren Blätter aber nicht dicht genug waren, um die hässliche Wand zu bedecken. Eine Woche später hat mein Vater deswegen einen Zitronenbaum gepflanzt. Vielleicht auch, um den Garten wieder lebendiger zu machen.

Doch schon im Frühling und bevor der Zitronenbaum seine erste Blüte trug, starb mein Vater an einer Herzer-

krankung. In den sieben Jahren danach, die wir bis zum Ausbruch der Revolution in diesem Haus wohnten, habe ich den Baum nie blühen sehen. Meine Großmutter, der das Haus gehörte, erzählte in jedem Frühling dieser sieben Jahre, als wenn Gott es sich selber erzählte: Ein Baum trauert in Ewigkeit, wenn der Mann stirbt, dessen braune Hände ihn pflanzten. Seitdem keine Katzen mehr unser Haus betreten und seitdem unser Garten dunkel geworden war, habe ich ein Problem mit jeder Betonwand. So etwas wie eine Erbfeindschaft.

In diesen sieben Jahren sagte meine Mutter jeden Samstag, bevor sie das Haus um 8 Uhr 15 verließ, zu mir: „Gott sieht dich, wenn du etwas Böses tust.“ Und jedes Mal, nachdem sie weggegangen war, lag ich auf meiner rechten Seite und betrachtete die Wände in der Hoffnung, Gottes Augen oder irgendwelche anderen zu entdecken. Als ich mein erstes Gedicht schrieb, sagte meine Mutter: „Psssst!!! Die Wände haben Ohren. Sie sind so groß wie Opas Ohren.“ Später,



Abdalrahman Alqalq als Kind am Strand von Latakia in Syrien

Foto privat

als die ersten Kampfflugzeuge kamen, lernte ich alle Wände unseres Hauses gut kennen, denn ich musste sie einzeln berühren, um die in ihnen verborgenen Betonpfeiler zu finden, die den besonderen Schutz bei einem möglichen Angriff geben sollten. Doch es war nichts zu finden, weder die Betonpfeiler noch die Ohren noch die Augen.

Fünf Jahre später stand ich allein an der Autobahn, die zur Erstaufnahmeeinrichtung für Asylbegehrende in Ingelheim führte. Die Autobahn war voller Autos, Lastwagen und Bussen. Trotzdem erschien sie mir verlassen und öd. Nicht einmal eine einzige Wand fand ich, an die ich mich nach meiner langen Reise

hätte anlehnen können. Der Pfad von der Autobahn zur Erstaufnahmeeinrichtung war von riesigen, grauen, fast schwarzen Mauern gesäumt. Die Mauern waren aus nacktem Beton. Sie waren hoch, sehr hoch. „Ein Traum“, sagte ich, als ob sie gegen die stärksten Kampfflugzeuge gebaut wären. Zur Abwehr der schärfsten Bombensplitter geeignet.

Herzlich, Abdalrahman

Der Brief ist Teil des Projekts „weitere schreiben.jetzt“, ein Portal für Literatur aus Kriegs- und Krisengebieten. Sechs Schriftstellerpaare aus Syrien, Irak, Iran, Kroatien, Russland, Georgien, Österreich und Deutschland beginnen dort ab dem 22. 4. einen Briefwechsel <https://weiter-schreiben.jetzt/>